

maß ging es kreuz und quer, und wieder wurde manche Strecke vergeblich zurückgelegt.

George Taylor hatte sich in tiefes Schweigen gehüllt. Entweder ärgerte er sich, daß ich ihn gehindert hatte, den Pferdebieb noch gründlicher zu prügeln, oder er schämte sich über seine erwiesene Unkenntnis des Weges.

Immer wilder und unzugänglicher wurden die Berge. Manchmal führte der Weg so steil bergab, daß wir absteigen und unsere Säule am Zügel führen mußten, wenn wir nicht befürchten wollten, Hals und Beine zu brechen.

Verschiedene Male hatte ich schon eine Elster schreien hören, ohne den Vogel selbst entdecken zu können. Jetzt ertönte dessen Schrei merkwürdig laut uns im Rücken. Wir ritten gerade durch eine breite, lange Schlucht. Neugierig schaute ich mich um. In demselben Augenblick machte mein Pferd einen Satz, verursacht durch meine Sporen, welche ich dem Tier betrossen in die Weichen gedrückt hatte. Deutlich vernahm ich hinter uns Pferdegequackel.

Erstaunt sah mein Begleiter mich an; dann blickte auch er zurück. Gleich darauf bearbeitete er mit seinem halben Sporen seinen Gaul, daß dieser stöhnte.

„Vorwärts, Sir!“ rief er erbleichend. „Sie kommen hinter uns her, die Halunken! Die Indianer sind uns auf den Fersen.“

Kaum hatte er gesprochen, da pffiff eine Kugel an unseren Köpfen vorbei, und ein Schuß krachte. Donnernd gab das Echo von den zu beiden Seiten sich riesenhoch aufstürmenden Felswänden den Schall zurück.

Kein Felsblock befand sich in der Nähe, hinter dem wir hätten Deckung finden können. Im Galopp jagten wir weiter; doch schon nach einer Minute leuchte Taylors Gaul laut.

„Er ist engbrüstig. Er hält es nicht lange mehr aus. Ich bin verloren,“ stotterte mein Begleiter in Tobesängsten.

„Nur vorwärts bis zum Ausgange der Schlucht. Dort bietet sich hoffentlich einige Deckung,“ rief ich ihm ermunternd zu.